SANDRA ÅSLUND

IM HERZEN SO KALT

Ein Schweden-Krimi

ullstein

ullstein

SANDRA ÅSLUND

Ein Schweden-Krimi

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein.de

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit
- Papiere aus nachhaltiger Waldwirtschaft und anderen kontrollierten Quellen
- ullstein.de/nachhaltigkeit

MIX
Papier
FSC FSC® C021394

Originalausgabe im Ullstein Taschenbuch
1. Auflage November 2023
© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2023
Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Umschlaggestaltung und Titelabbildung: bürosüd° GmbH, München
Gesetzt aus der Quadraat Pro powered by *pepyrus*
Druck und Bindearbeiten: ScandBook, Litauen
ISBN 978-3-548-06820-6

Välkommen!

Willkommen, liebe Leserin, lieber Leser!
Ich freue mich, dass Du Dich für dieses Buch entschieden hast.
Solltest Du beim Lesen über einen schwedischen Begriff stolpern,
findest Du die Bedeutung im Glossar am Ende.

Med vänliga hälsningar
Sandra Åslund

Für Viktor, Rebecca und Dorothee

Ohne euch hätte ich das nicht geschafft.

De klara stjärnor skåda ned
i vinternattens glans
så saligt leende
som om ej död på jorden fanns.

Die hellen Sterne schauen herab
in die Pracht der Winternacht,
so selig lächeln sie,
als ob es keinen Tod auf Erden gäb.

Zacharias Topelius (1852), Vintergatan / Milchstraße

Kapitel 1

Freitag, 26. Januar

Der Schulbus bremste und stoppte an den Zwillingsbirken. So nannte Frida die beiden mächtigen Bäume, die aus einem gemeinsamen Stamm wuchsen. Wie immer war sie die Letzte, die ausstieg. Richtige Haltestellen gab es auf der schmalen Landstraße nicht. Meistens hielt der Bus gleich vor den Häusern, in denen die Kinder wohnten. Fridas Zuhause lag jedoch ein Stück in den Wald hinein. Dort konnte ein so großes Fahrzeug nicht wenden.

»Tschüs, Frida, hab ein schönes Wochenende!«

»Tschüs, Pelle!« Frida schulterte ihren Rucksack und stieg aus. Sie mochte den glatzköpfigen Busfahrer, der immer ein nettes Wort für sie hatte. Ganz egal, welches Wetter war, sie hatte ihn selten schlecht gelaunt erlebt. Sein Markenzeichen waren seine Kopfbedeckungen. Sobald er von der Wollmütze zur Baseballkappe wechselte, war der Winter offiziell beendet. Leider oft erst Ende April. Bis dahin hatte sie noch einige dunkle Monate durchzustehen, in denen die dicke Schneedecke das Einzige war, was ein bisschen Helligkeit in die langen Stunden ohne Sonnenlicht brachte.

»Grüß deine Mutter von mir.« Pelle zwinkerte ihr zu, dann schlossen sich die Türen, und der Bus setzte sich in Bewegung.

An der nächsten Kreuzung würde er wenden und zurück nach

Östersund fahren. Vorausgesetzt, er blieb nicht in den Schneemassen stecken, die die Räumfahrzeuge achtlos an den Straßenrändern zusammengeschoben hatten. So manchen Morgen wartete Frida eine kleine Ewigkeit auf Pelle, wenn er mal wieder die Hinterräder freischaufeln musste.

Er hatte ein Auge auf ihre Mama geworfen, das war Frida schon lange klar. Die Erwachsenen meinten zwar, Kinder würden solche Dinge nicht mitbekommen. Doch sie irrten sich. Bloß weil sie erst neun war, bedeutete das nicht, dass sie nicht begriff, was sich zwischen den Männern und Frauen um sie herum abspielte. Irgendwo hatte sie neulich den Ausdruck *feine Antennen* gehört. Das gefiel ihr. Ich habe feine Antennen für das, was zwischen den Menschen ist, dachte sie manchmal, wenn sie ihr Umfeld beobachtete. Dass sie von den Erwachsenen unterschätzt wurde, machte ihr nichts aus. Eigentlich passte es ihr sogar ganz gut. So konnte sie deren Verhalten ungestört studieren, ohne dass diese misstrauisch wurden.

Was Pelle betraf, war sich Frida allerdings sicher, dass Mama nicht an ihm interessiert war. Oft genug hatte sie betont, dass sie keinen Mann an ihrer Seite brauchte. »Nur wir beide. Das reicht doch, oder nicht? Haben wir es nicht gemütlich miteinander?«

Frida nickte dann immer. Natürlich hatten sie das. Und trotzdem – hin und wieder wünschte sie sich einen Familienalltag, wie ihre Freundinnen ihn hatten. Mama, Papa und mindestens zwei, drei Kinder. Ein großer Esstisch, beim Abendessen redeten alle durcheinander, es wurde gelacht und gescherzt. Bei Frida und ihrer Mutter war es still. Harmonisch, aber still. Doch diese Gedanken behielt sie für sich. Ihre Mutter hatte es eh schon schwer genug. Frida schämte sich für ihre geheimen Wünsche. Sie wusste, ihre Mutter hätte gern mehr Zeit mit ihr verbracht, anstatt Extra-

schichten im Büro der Holzfabrik zu schieben. Nur durch solche Überstunden konnten sie ab und zu verreisen.

Von der Landstraße bog Frida in einen Waldweg ein. Bei jedem Schritt knirschte der Schnee unter den Sohlen ihrer dick gefütterten Stiefel. Sie zog den Schal enger unter dem Kinn zusammen, band einen Knoten hinein und tastete in der Jackentasche nach dem Aventurin. Mama hatte ihn ihr zum ersten Schultag geschenkt. »Er ist der Schutzstein der Waage-Geborenen.« Mit diesen Worten hatte sie den grünen Stein auf Fridas Handfläche gelegt und ihr die Finger darum geschlossen. Er hatte sich glatt und überraschend warm angefühlt.

Alarmiert blieb Frida stehen. Wo war er heute? Hatte sie ihn in der Schule liegen lassen? Oder am Ende gar verloren? Ihr Herz schlug schneller, das durfte nicht sein! Auf diesen letzten Metern nach Hause, die sie durch den dichten Nadelwald zurücklaufen musste, hielt sie ihn doch immer fest in der Hand.

Sie kramte tiefer in der Tasche und atmete auf. Da war er. Rasch schloss sie ihre Faust um ihn und lief in den dunklen Wald hinein.

Die Sonne war bereits verschwunden. Momentan ging sie gegen halb vier unter. Anfang Januar war es noch eine Stunde früher gewesen. Tag für Tag kamen ein paar Minuten dazu. Frida freute sich über jede Sekunde mehr Licht. Würde der Schnee nicht liegen, wäre es schon jetzt pechschwarz um sie herum. So aber zog sich ein weißes Band wie ein Lichtstrahl durch den düsteren Forst.

Vor sich auf dem Weg entdeckte Frida Spuren von Hasen und Rehen. Auf der rechten Seite, da, wo im Sommer die Wilderdbeeren, die *smultron*, wuchsen, war die Erde aufgewühlt. Vielleicht Wildschweine? Bislang hatten sie hier oben wenig Probleme mit ihnen gehabt. Doch in den letzten Jahren sah man ab und an

welche. Schwarzwild nannten sie die Jäger. Das hatte sie in der Schule gelernt. Und auch, dass sich die Tiere allmählich Richtung Norden ausbreiteten. Frida hatte Gespräche zwischen Mama und Tante Kerstin mitbekommen, die in Südschweden lebte. Ohne Wildschweinzaun ging dort gar nichts. So etwas besaßen sie hier bisher nicht. Aber einen Jagdschein, den hatte Mama.

An der nächsten Gabelung bog Frida nach rechts ab, in einen noch dichteren Tannenwald hinein. Es knackte im Unterholz. Beklommen schaute sie sich um. Wie eine schwarze Front rahmten die Bäume sie zu beiden Seiten der Schotterstraße ein. Schon oft hatte sie sich ausgemalt, wie es wohl aussehen würde, wenn sie umgeben von Mischwäldern leben würden. Mit Laubbäumen, die im Winter ihre Blätter abwarfen und damit mehr Licht durchließen. Die weitläufigen Wälder Jämtlands waren stellenweise undurchdringlich wie Urwälder. Auf keinen Fall sollte man einfach so versuchen, eine Abkürzung quer hindurch zu nehmen, das hatte Mama ihr immer wieder eingebläut. Zumindest nicht, wenn man sich nicht auskannte. Sobald sie laufen konnte, hatte Frida eingeschärft bekommen, auf den Wegen zu bleiben. Mittlerweile jedoch kannte sie das Gelände rund um ihr Zuhause so gut wie den Inhalt ihres Spielzeugschranks. Trotzdem erzählte sie Mama besser nicht, dass sie ihren Heimweg das letzte Stück abkürzte. Ein großer Felsbrocken markierte die Stelle, an der sie nach links ins Dickicht abbog.

Unter dem Dach der Tannenzweige hatte sich nur eine feine Schneedecke gebildet. Frida wusste, dass sie über dicke, weiche Kissen aus Moos lief. Dazwischen wuchsen Blaubeeren, die jetzt ihren Winterschlaf hielten. Im Spätsommer würde sie wieder Beeren sammeln und mit ihrer Mutter Marmelade kochen. Die würden sie auf frisch gebackene Pfannkuchen –

Sie konnte den Gedanken nicht zu Ende bringen. Mitten hi-

nein in das Bild der schneebedeckten Mooskissen schob sich etwas am Rande ihres Blickfeldes. Etwas, das nicht dahin gehörte.

Frida drehte den Kopf nach rechts. Sie kniff die Augen leicht zusammen, um besser sehen zu können, und erstarrte. Keine zwei Meter von ihr entfernt konnte sie Umrisse ausmachen. Lag dort ein Tier? Womöglich ein toter Elch? Sie zog ihr Handy heraus, streifte den rechten Handschuh ab und schaltete die Taschenlampe ein. Zaghaft richtete sie den dünnen Lichtstrahl auf den Boden vor sich. Ein gewaltiger Schreck durchfuhr sie, als sie erkannte, um was es sich handelte: ein Paar schwere Arbeitsschuhe, schlammverkrustet. Eine Khakihose, ein anthrazitgrauer Anorak. Darüber eine Wollmütze, aus der blondes Haar hervorlugte. In der Mitte des Rückens schimmerte es verdächtig dunkel und feucht.

All dies registrierte Frida im Bruchteil einer Sekunde. Sie trat einige Schritte näher, ihre Augen konnten sich nicht von dem riesigen Fleck auf der Winterjacke lösen. Kein Zweifel – der Stoff war mit Blut getränkt. Ein eisiger Schauer jagte in ihr hoch.

Wenn man so aufwuchs wie sie, dann war der Tod von früh auf ein Begleiter. Unzählige Vögel und Mäuse hatte Frida schon von klein auf im hintersten Winkel des Gartens beerdigt. Manchmal auch einen Hasen. Einmal hatte sie mitten auf dem Weg eine tote Eule gefunden. Sie war nach Hause gelaufen, hatte eine Schaufel geholt und sie neben einer Tanne bestattet, feierlich mit einem Kreuz, das sie aus zwei Ästen und einem Stück Seil gebastelt hatte.

Doch nie zuvor hatte sie einen toten Menschen gesehen. Trotzdem war sie sich absolut sicher: In dem Körper, der bäuchlings mit dem Gesicht nach unten zwischen verrottenden Tannennadeln, Farnkraut und Gräsern lag, pulsierte kein Leben

mehr. Frida konnte sich nicht von der Stelle rühren. Das Blut glänzte im schwachen Schein ihres Handys. Ihr wurde übel.

Es war ein großer, kräftiger Mann, und so frisch, wie das Blut aussah, konnte er noch nicht lange dort liegen. Die Erkenntnis kroch in Fridas Bewusstsein, bis sie ihr einen Schlag versetzte. Ihr Herz begann zu rasen. Hektisch sah sie sich nach allen Seiten um. Was verbarg sich in der dunklen Wildnis?

Erneut schaute sie auf den Toten. Ihre Gedanken stoben wild durcheinander, ließen sich nicht ordnen, ihre Muskeln gehorchten ihr nicht. Sie wollte wegrennen, schreien, vor allem aber dieses Bild wieder loswerden, das sich gerade in ihr Gehirn einbrannte und sie in ihren Träumen verfolgen würde, das Bild eines getöteten Menschen, nicht weit von ihrem Zuhause entfernt. Und doch stand sie weiterhin bloß da und blickte auf den leblosen Körper, der sie festzuhalten schien, als wolle er ihr etwas mitteilen.

Abermals knackte es. Fridas Kopf flog herum. War hier noch jemand außer ihr? Jemand, der gesehen hatte, dass sie den Toten entdeckt hatte? Wie von selbst setzten sich ihre Beine in Bewegung. Zweige peitschten ihr ins Gesicht, als sie aus dem Dickicht taumelte. Sie strauchelte, stolperte auf den schneebedeckten Weg zurück und rannte los. Hinter der nächsten Ecke lag ihr Zuhause. Abrupt blieb sie wieder stehen, sah auf das Handy in ihrer Hand. Musste sie nicht die Polizei rufen? Unschlüssig stand sie da, ihre Gedanken ein einziges Chaos. Schrecken, Furcht und zugleich ein Hauch von … Verantwortung. Sie hatte gerade einen Toten gefunden. Nur sie wusste bisher davon.

Der blutige Rücken – was war da wohl passiert? Frida jagten Bilder durch den Kopf von Krimis, die Mama im Fernsehen ansah. Wenn sie nicht einschlafen konnte, schlich sie sich manchmal

zur Wohnzimmertür und schaute von dort heimlich mit. War der Mann erschossen worden?

In diesem Moment hörte sie etwas in der Ferne, ein Motorengeräusch, das rasch anschwoll. Ruckartig wandte Frida sich um. Hinter ihr tauchten Lichter auf. Vermutlich war es einer der wenigen Nachbarn, die weiter den Wald hinein lebten. Oder war das etwa …?

Es fühlte sich an, als würde eine kalte Faust ihr Herz quetschen, und plötzlich waren Fridas Gedanken glasklar: Sie musste hier weg, sofort! Handy und Handschuh immer noch in der Hand, sprintete sie los, so schnell sie konnte. Doch der Schnee auf dem Weg bremste sie. Es war wie in einem dieser Träume, in denen man wegrennen wollte und am Boden festzukleben schien. Die Scheinwerferlichter in ihrem Rücken kamen näher und näher.

• • •

»Ich nehme eine Pannacotta und einen Espresso. Danke.« Maya klappte die Speisekarte zu und reichte sie dem Kellner des *Da Luigi*, ihres Lieblingsitalieners unweit des Mariatorget auf Stockholms südlicher Insel Södermalm.

Emely, die ihr gegenübersaß, tat es ihr nach. »Für mich bitte einmal das *Sorbetta di frutta*.«

»Bloß kein Koffein mehr um diese Zeit, nicht wahr?« Maya zwinkerte der Freundin zu.

»Gott bewahre! Ich würde die ganze Nacht wie ein aufgezogenes Duracell-Häschen durch meine Wohnung hüpfen.« Emely schüttelte ihre hellblonde Lockenpracht zurück. »Ich werde nie verstehen, wie du damit klarkommst.«

Maya zuckte mit den Schultern. »Da bin ich so was von abge-

stumpft. Selbst direkt vor dem Schlafengehen würde ich nix merken.«

»Magst du auch noch etwas haben?« Der Kellner richtete seine Aufmerksamkeit auf Sanna, die neben Emely saß, und völlig in ihre Karte vertieft zu sein schien.

Ruckartig schaute Sanna auf. In ihren grauen Augen lag ein Ausdruck, als wäre sie gerade ganz woanders gewesen. »Wie bitte?«

»*Dolce, formaggio, caffè*.« Maya unterstrich ihre begrenzten Italienischkenntnisse mit ausladenden Gesten.

»Äh, nein, nichts Süßes. Einen Grappa, bitte.« Sanna lehnte sich auf ihrem Stuhl zurück und schlug die Beine übereinander. Ihre goldenen Armreife klimperten am Handgelenk.

Maya warf Emely über den Tisch hinweg einen raschen Blick zu. Sanna hatte noch nie auf ein Dessert verzichtet. Überhaupt war sie an diesem Abend auffallend einsilbig gewesen.

Nachdenklich stützte Emely den Ellbogen auf und sah Sanna von der Seite an. »Ist alles in Ordnung?«

»Passt.« Das Lächeln der Freundin wirkte angestrengt.

»Du kommst mir heute irgendwie … abwesend vor. Als ob dich etwas bedrückt.«

»Echt?« Sanna straffte die Schultern und probierte es erneut mit einem Lächeln, das immer noch ein wenig schief aussah. »Nee, es ist alles gut.«

»Du hast noch gar nicht erzählt, was bei dir gerade so im Job los ist.« Maya lehnte sich nach vorn und musterte Sannas Gesicht, das sie seit der Pubertät nicht mehr ungeschminkt gesehen hatte.

»Ach, nur das Übliche – eine Projektbesprechung jagt die nächste.« Fahrig schob Sanna ihr Weinglas von links nach rechts.

Maya wechselte einen weiteren Blick mit Emely. Für gewöhnlich gab Sanna erfrischende Anekdoten aus ihrem Arbeitsalltag

bei einem exklusiven Stockholmer Designlabel zum Besten. So wortkarg und in sich gekehrt kannten sie die Freundin überhaupt nicht. Im Gegenteil: Normalerweise war sie kaum zu bremsen. *Wortgewaltig* hatte eine Lehrerin sie in der Schulzeit einmal genannt. Doch da sie momentan offenbar nicht erzählen wollte, was sie beschäftigte, hakte Maya vorerst nicht nach.

»Wir bieten nächstes Wochenende einen Achtsamkeits-Workshop für Frauen an. Das wäre vielleicht was für euch.« Emely, die als Yogalehrerin in einem angesagten Studio im Stadtbezirk Östermalm arbeitete, ließ nichts unversucht, um ihre Freundinnen zu mehr Spiritualität im Alltag zu inspirieren. »Ein paar Plätze sind noch frei. Ihr bekommt natürlich wie immer Rabatt. Es ist ein tolles Programm, fantastische Dozenten.« Sie kramte in ihrer riesigen Korbtasche und legte für jede einen Flyer auf den Tisch.

Maya griff danach und las: *Weniger Stress – mehr Gelassenheit. Wie du mit simplen Tricks deinen Alltag entschleunigst.* »Entschleunigung könnte ich gebrauchen.« Sie drehte den Flyer um. »Klang-Meditation, Kakao-Zeremonie – das klingt abgefahren. Ich schaue mal in den Dienstplan.«

»Ich überleg's mir ebenfalls.« Eingehend besah sich Sanna den Zettel. »Sag mal, wer gestaltet eigentlich eure Flyer?«

»Keine Ahnung. Wieso?«

»Da könnte man noch einiges optimieren. Ich gebe euch gern ein paar unserer Kontakte.« Das war wieder ganz die Sanna, die sie kannten.

»Hm, warum nicht?« Emely legte ihre Fingerspitzen aneinander. »Schick sie mal rüber, dann leite ich sie weiter.«

Der Kellner erschien mit ihrer Bestellung, und während er alles verteilte, betrachtete Maya ihre Freundinnen. Die grazile Emely mit ihrer Alabasterhaut und dem Engelshaar hatte von klein auf eine ätherische Aura umgeben. Anders als bei den meis-

ten blonden Kindern ihrer Klasse, waren Emelys Locken nie nachgedunkelt. Sanna hingegen ließ sich ihre inzwischen dunkelblonden Haare regelmäßig von einem Stockholmer Starfriseur mit Strähnen in verschiedenen Blondtönen so kunstvoll und dezent aufpeppen, dass sie aussahen wie natürlich von der Sonne aufgehellt. Sie war die Größte von ihnen, überragte sogar Maya um ein paar Zentimeter und sah aus wie eine schwedische Sophia Loren. Wo immer sie gemeinsam auftauchten, zog Sanna die Blicke sämtlicher Männer und Frauen auf sich. Doch nicht nur äußerlich hätten sie kaum unterschiedlicher sein können. Während Emely vollkommen in der Esoterik aufging und sich nichts Schöneres vorstellen konnte, als den Jahresurlaub asketisch meditierend in einem indischen Ashram zu verbringen, war Sanna vollständig in der materiellen Welt verhaftet und bevorzugte Luxushotels mit Rund-um-die-Uhr-Service. Nicht zum ersten Mal fragte Maya sich, ob sie wohl zueinandergefunden hätten, wenn sie sich erst als Erwachsene kennengelernt hätten.

»Hast du in letzter Zeit mit Clara gesprochen?« Emely kostete von ihrem Sorbet und verdrehte seufzend die Augen. »Himmlisch!«

Clara war die Vierte im Bunde. Die Einzige, die noch in ihrer gemeinsamen Heimat wohnte, dem ländlich-idyllischen Småland, knapp fünf Autostunden südlich von Stockholm. *Bodenständig*, wie Maya zu sagen pflegte, was Emely wiederum *geerdet* nannte. Clara war außerdem die Einzige von ihnen, die in *geordneten Strukturen* lebte, wie Sanna sich ausdrückte. Immerhin erfüllte sie den klischeehaften Anspruch, der nach wie vor gesellschaftlich – und steuerlich gefördert – wie ein imaginärer mahnender Zeigefinger über den Köpfen junger schwedischer Männer und Frauen schwebte: Spätestens mit dreißig zu heiraten und kurz hintereinander zwei Kinder in die Welt zu setzen.